

Chauvinismus

Autor(en): **Tobler, Ernst Victor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 18

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Chauvinismus.

Von Ernst Victor Tobler.



ürzlich saß ich allein in einem Davoser Restaurant, als die Unterhaltung einer aus Schweizern verschiedener Kantone bestehenden Herrengesellschaft meine Aufmerksamkeit erregte.

„Wie nannte doch gleich,“ hörte ich einen fragen, „der Berner Professor Better in seiner Nürnberger Rede die deutsche Schweiz? Ja, richtig, eine geistige Provinz Deutschlands.“ Spöttisches Lachen in der Runde. — „So weit sind wir, Gott sei Dank, noch lange nicht!“ tönte eine tiefe Stimme. Einer erzählte, was das unverschämte Wort damals in Bern für einen Rummel hervorgerufen habe. Er sei auch mit dabei gewesen.

Ein anderer bemerkte, daß es doch ein betrübendes Zeichen schwächerer Empfindlichkeit gewesen wäre, wenn der ganze Skandal wirklich nur jenem an sich nicht unrichtigen Ausdruck gegolten hätte, und nicht vielmehr eine schon längst geplante Demonstration gewesen wäre, für die man nur eine Gelegenheit abgewartet hätte.

Aber da kam er übel an! Dem Professor wäre schon Recht geschehen, polterte jemand los. Das könne man sich in der Schweiz doch nicht bieten lassen, daß man sie nur so von oben herab als eine Provinz, so von irgendwo dahinten, behandle. Und einem schweizerischen Professor stehe es ganz schlecht an, im Auslande seine Landsleute öffentlich als zurückgebliebene Landpommeranzen zu bezeichnen. Ein anderer erklärte, als Schiedsrichter aufgerufen, man dürfe Deutschland nicht durch Stillschweigen zu solchem Ausspruch ein Zugeständnis einräumen, woraus dann übereifrige Alldeutsche, geistig und politisch nicht strenge scheidend, leicht uns unangenehme Schlüsse ziehen könnten. Der, der schon vorher den Einwand gewagt hatte, bemerkte wieder, daß ein Protest an einem Ort, wo es doch gar nichts zu protestieren gebe, immer eine fatale Geschichte sei.

Ich konnte in dem nun folgenden Stimmengewirr nur noch verstehen, daß man sich ziemlich heftig stritt über geistig und politisch, über deutsche und schweizerische Kultur. Die Sache interessierte mich auch nicht weiter. Ich dachte mir mein Teil.

Ich dachte, wie gut es wäre, wenn wir zuweilen etwas weniger „geistige Provinzler Deutschlands“ sein wollten, die so wahllos von den üblen Surrogaten schlampampen, die man im Reiche draußen zusammenbraut.

Ich war erst kurz vorher in einem größeren Ort der deutschen Schweiz, der wahrlich nicht im Geruche steht, stark mit deutschem Wesen zu sympathisieren, von Bekannten in die Abendunterhaltung eines Ge-

sangvereins mitgenommen worden. Ich wußte wohl, was mir bevorstand, doch es gab keine anständige Musrede. Nun, das Singen ließ ich mir wohl gefallen, das war gut. Aber von den Theaterstücken und gar einigen Couplets wäre ich beinahe krank geworden, wenn mich nicht das Lachen über die unfreiwillige Komik der Spielenden wieder herausgerissen hätte.

Noch jetzt kann ich das Unbehagen nachfühlen, das mich jedesmal befällt, wenn auf ländlich schweizerischen Dilettantenbühnen deutsches Salon- oder gar Hofleben gemimt wird; wenn man mit viel Behagen und einem gleichsam im Hintergrunde durchschimmernden: Seht, wir Wilden sind doch bessere Leute! Verhältnisse darstellt, die man gar nicht versteht; wenn man Stücke bringt, die Anspruch darauf machen, ernst genommen zu werden, wiewohl ihre Darstellung oft die reinste Parodie ist.

In humoristischen Stücken, sollte man meinen, könnte man es hingehen lassen. Aber ist es eigentlich humoristisch, wenn z. B. der unvermeidliche „gemütliche“ Sachse auftaucht, der beständig von seiner sächsischen Heimat salbadert, jedoch nicht die Spur von sächsischem Idiom hat? Oder sind die vielen bayrischen und Tiroler Dialekt- und Singspiele humoristisch, deren grauenhafter Jargon einem fast die Haare zu Berge stehen macht, und die häufig Rollen enthalten, die außerhalb des Empfindungsbereiches der meisten Schweizer liegen?

Beinahe kommt es mir vor, als wenn wir sogar eine geistige Provinz Deutschlands im übeln Sinne wären. Wir können uns nicht auf eigene Kosten unterhalten; denn die Produktion der Schweiz an brauchbaren schweizerischen Dialektspielen wird der großen Nachfrage bei weitem nicht gerecht. Und für Coupletsfabriken, wie sie in Berlin existieren, ist bei uns vollends kein günstiger Boden. Also machen wir stillschweigend Anleihen im ganzen deutschen Sprachgebiet!

Dagegen ist gar nichts einzuwenden. Aber dann doch bitte mit Auswahl! Nicht alles taugt für uns, und wenn es lange einem deutschen Großstadtpöbel Eindruck gemacht hätte. Wir sollten zu stolz sein, so minderwertiges Zeug zu importieren, und es für unter unserer Würde halten, Verhältnisse darstellen zu wollen, die uns fremd sind. Das soll verhüten, daß wir nicht geistige Provinzler werden!

Aber auf der andern Seite kein Geschrei mehr! Ruhig zugegeben, daß unser Gebiet zu klein ist, eine in sich abgeschlossene, sich selbst genügende Kultur darstellen zu können! Unsere deutschschweizerische Geisteskultur ist in der Tat nur ein Teil der großen deutschen Kultur, und wir vergeben uns gar nichts, wenn wir ebenso dankbar und bescheiden anerkennen, was wir dem Ganzen verdanken, wie wir stolz darauf sind, daß wir nicht als verschämte Bettler an der großen Tafel mitessen müssen, sondern selbst auch mit vollen Händen zu geben haben.

An wen möchte man sich, wenn vom Geben die Rede ist, lieber erinnern, als an Gottfried Keller? Sein urwüchsiges knorriges Schweizerium anzuzweifeln, wird wohl kaum jemandem eingefallen sein. Dieser freiheitsstolze Demokrat, der eine geladene Pistole bereitgehabt haben soll, sich in dem Augenblick damit das Leben zu nehmen, in dem die Schweiz ihre Selbständigkeit einbüßte; der nämliche Mann, dem wir das ergreifende: „O mein Heimatland“ danken, der so stolze politische Worte spricht, wie z. B. das folgende nach dem Sonderbundskrieg:

„Doch nun der Streit gestritten ist,
So sind wir wie ein Mann,
Ein Mann, der sich bezwungen hat,
Und niemand geht's was an.“

der gleichzeitig, da er sich freut, daß unser Land eben recht sei, nicht zu gut und nicht zu schlecht, nicht zu groß und nicht zu klein, um drin ein freier Mann zu sein, mit Behmut das einstige Ende unseres Landes bedenkt, um sich entschlossen aufzuraffen zu dem Wort:

„Doch trocken wir dem Untergang
Noch langehin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eigener Hand
Dich hoch empor, o Vaterland.“

Dieser leidenschaftliche Freund schweizerischer Freiheit, sage ich, kannte aber auf geistigem Gebiet keine Scheidewand gegen Deutschland hin. Wenn er in einem seiner Rhein- und Nachbarlieder singt:

„Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein.“

so wollen wir doch nicht kleinlicher denken als er.



Das neue Kunsthaus in Zürich.

Von Dr. Hans Trog.



er 17. April, an welchem Tage das von Prof. Karl Moser (aus Baden) erbaute Kunsthaus an Heimplatz und Rämistrasse seine Weihe empfang in einem Festakt, dessen künstlerischer Höhepunkt der feine von Adolf Frey gedichtete Prolog war — dieser 17. April bedeutet eine Epoche im Kunstleben Zürichs. Die beiden Institutionen, denen die